Erzgebirgische Heimatblätter

Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 44. — Sonntag, den 29. Oktober 1933.

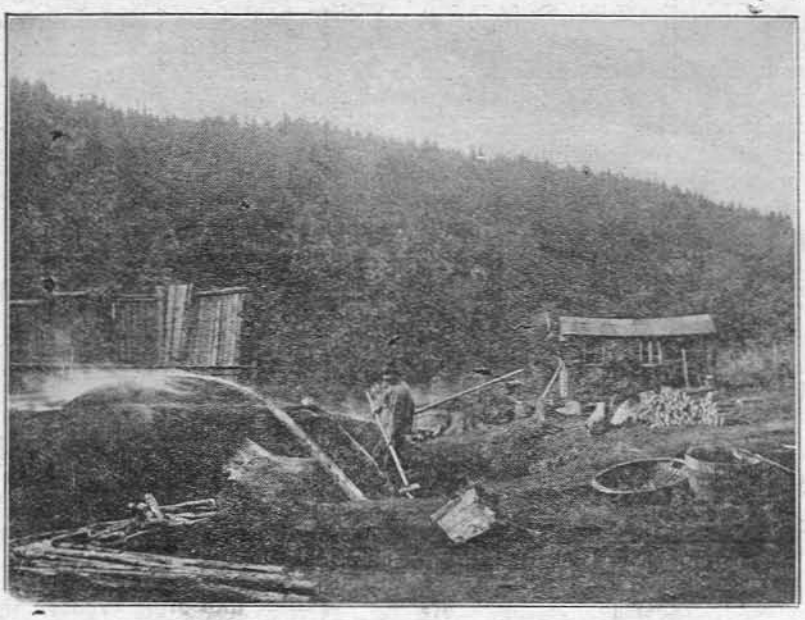
Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 und Nr. 3243.

Der Meiler schwelt . . . .

Lichtblauer Himmel liegt über dem herbstbunten Gebirge. Aus düstern Fichtenbeständen leuchten braunrot und gelb die Buchen und Birken. An den Ebereschen schimmern korallenrote Beerendolden. Dünne blaugraue Nebelschwaden schweben in der Ferne über dem Wald — ein Meiler raucht. Hier und da stößt der Wanderer noch auf die übermannshohen schwarzen Haufen, die riesigen Ameishügeln gleichen, im ganzen genommen sind sie in unserer Heimat aber doch recht selten geworden. In der Gegend um den Auersberg, bei Sosa, treibt ein Köhler seine schwarze Kunst, häufiger trifft man im östlichen Erzgebirge und im Böhmischen auf Meiler. Das Kohlenbrennen ist in Bergwäldern heimisch, seit der Bergbau rege wurde. Holzkohle war bis in das vorige Jahrhundert hinein das bevorzugte Brennmaterial der Schmelzhütten, vor allem aber in den Eisenhütten und Hammerwerken unentbehrlich. Allenthalben, wo Bergbau und Eisenindustrie in Umtrieb waren, rauchten in den benachbarten Forsten die Meiler und erwiesen sich bereits vor Jahrhunderten dem Waldbestand abträglich. Immer mehr wurde von oben her ihr Holzverbrauch eingeschränkt, zuletzt so sehr, daß die einst in vielen Tälern blühende Eisenerzeugung und Eisenverarbeitung erlag, weil sie ohne die billige und hochwertige Holzkohle nicht bestehen konnte.

Ein stimmungsvolles Herbstbild.

Mit jedem Meiler ragt ein Stück Vergangenheit in die Gegenwart, denn die Technik des Kohlenbrennens ist heute noch dieselbe wie einst in Urväterzeiten. Es ist immerhin eigenartig, daß die moderne chemische Industrie dieses, man möchte fast sagen urtümliche Gewerbe, noch nicht völlig verdrängt hat, obgleich es ziemlich unwirtschaftlich arbeitet. Auf der andern Seite aber kann die Hüttenchemie in manchen Fällen auch heute noch nicht auf die Holzkohle, vor allem nicht auf die hochwertige Meilerkohle, verzichten, weil sie der einzige praktisch schwefelfreie Brennstoff ist, den wir kennen. Die erzgebirgische Kohlenbrennerei und ihre Erzeugnisse genießen in ganz Deutschland den besten Ruf; ein Zeugnis, das sie in erster Linie der von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Erfahrung der Köhler zu verdanken hat.



Alte Meilerstätte zwischen Steinbach und Schmalzgrube.
(Klischee zur Verfügung gestellt vom Erzgebirgsverein Jöhstadt.)

Ehe der Meiler aufgebaut werden kann, sind Vorarbeiten notwendig, die bereits ein gut Teil Umsicht erfordern. Schon die Wahl der „Kohlstatt" ist wesentlich. Man legt sie meist am Rand eines Holzschlages oder in der Nähe eines Abfuhrwegs an. Außerdem sucht sich der Köhler einen möglichst ebenen Platz, der nicht allzuweit vom Wasser entfernt ist. Ferner spielt die Bodenbeschaffenheit eine erhebliche Rolle, insofern man am liebsten eine Stelle wählt, deren Boden lehmig, aber durch beigemengte Steine, Rindenstücke und Nadeln locker ist. Das hat seinen guten Grund, denn nur eine solche Unterlage kann die bei der Verkohlung des Holzes freiwerdenden Stoffe, Wasser und Teer (die sogen. „Sode"), auffangen. Man erreicht dadurch einmal, daß der Verkohlungsvorgang bis auf den Grund des Meilers stattfindet, zum andern aber beugt man auf diese Weise auch gefährlichen Explosionen vor. Wo der Boden diesen Bedingungen nicht von Natur aus genügt, muß man eine entsprechend zusammengesetzte, etwa 30 Zentimeter hohe Erdaufschüttung schaffen. Diese muß mindestens ein halbes Jahr vor der Errichtung des Meilers angelegt werden, damit sich die lockere Erde gehörig setzen kann.

Auf diesem kreisrunden Raum wird nun das Holz zum Meiler aufgeschichtet; der Meiler wird „gesetzt", sagt der Köhler. Dazu werden zu-

erst in der Mitte der eigentlichen Kohlstatt drei Pfähle im Dreieck eingeschlagen. Das sind die sogen. „Quandelpfähle" oder „Quandelruten", die den „Quandelschacht" umschließen. An ihrem Fuß schichtet man gut ausgetrocknetes, leicht brennbares Holz, das „Zunderholz", zum „Zündkegel" auf. Um diesen herum wird dann der eigentliche Meiler errichtet, der umso größer angelegt wird, je gröber das „Kohlholz" ist. Stets wird nur eine Holzart zum selben Meiler verwendet, hartes oder weiches, Laub- oder Nadelholz, vielfach werden auch Stöcke verkohlt. Dieses Holz wird in drei oder vier Stockwerken, deren Durchmesser sich nach oben verjüngt, kunstgerecht aufgebaut. Den oberen Abschluß bilden mehrere kegelförmige Lagen von Scheitern, die sogen. „Haube". Die unterste Holzlage ruht nicht unmittelbar auf dem Boden, sondern auf einer besonderen Unterlage, der „Meilerbrücke", in der mitunter eine von der Quandel ausgehende Rinne ausgespart ist, in welcher der sogen. „Quandelstecken" liegt. Ist alles soweit, so ist der Meiler „holzgerecht", und er muß nun noch „eingedeckt" werden. Er erhält eine Doppeldecke. Zuerst wird das Holz mit Streu und Reisig belegt. Diese „Rauhdecke" soll eine unmittelbare Berührung des Kohlholzes mit der äußern feuerfesten Decke verhindern, die aus Erde, vermischt mit Asche und Kohlenklein, besteht. Sie hat, namentlich bei Beginn des Kohlungsvorgangs, Sturm und Unwetter vom Meiler abzuhalten und stellt den erforderlichen Abschluß gegen die Außenluft her. Nur am Boden läßt der Köhler ein paar Löcher offen, durch die später die Luftzufuhr und damit der Brand des Meilers geregelt wird.

Ist der Meiler gesetzt und eingedeckt, so kann das „Kohlen" beginnen. Das ist durchaus nicht so einfach, wie es dem Laien erscheint, sondern erfordert eine ganze Menge Sachkenntnis. Es zerfällt in drei Abschnitte: das Anzünden, das Vorwärmen und die eigentliche Kohlung. Das Anzünden erfolgt entweder von oben durch den Quandelschacht oder von unten, indem der Quandelstecken entfernt und die „Zündstange" mit dem Feuerbrand bis zum Zündkegel vorgestoßen wird. Während des Vorwärmens, das drei bis vier Tage dauert, öffnet der Köhler den Quandelschacht alle sechs bis acht Stunden und füllt frischen Brennstoff nach, worauf die Quandelöffnung wieder luftdicht verschlossen wird.

Es folgt nun der eigentliche Kohlungsvorgang, dessen sachgemäße Führung sehr viel Erfahrung verlangt. Der Meiler brennt von innen nach außen, und der Köhler kann das Fortschreiten des Brands nur an der Farbe des Rauchs erkennen, der aus den „Rauchlöchern" quillt. Um eine möglichst große Menge einwandfreier Kohlen zu gewinnen, muß er sorgfältig auf möglichst gleichmäßigen Brand achten. Geht die Verkohlung an einer Stelle nicht mehr vorwärts, so muß er mit dem „Schürbaum" Löcher durch die Decke stoßen und diese solange offen lassen, bis die Flamme durchschlägt. Besonders anfangs ist unablässige Aufmerksamkeit nötig. Da beim Anzünden und Vorwärmen ein Teil der Meilerfüllung verbrennt, bilden sich da und dort Hohlräume, die „nachgefüllt" werden müssen. Gefährlicher ist eine andere Erscheinung. Unter Umständen bilden sich in dem brennenden Meiler Gasansammlungen, die gegebenenfalls Explosionen verursachen. Man spricht dann vom „Schütten des Meilers". Der Fachmann erkennt das drohende Unheil am Auftreten zischender und knakkender Laute sowie daran, daß der Rauch nicht mehr gleichmäßig, sondern stoßweise aus den Rauchlöchern entweicht. Er hat dann die schwierige und gefährliche Aufgabe, den Gasansammlungen in geeigneter Weise Abzug zu verschaffen. Ist der Meiler „gargebrannt", so sinkt er in sich zusammen, wobei an der untersten Holzlage, den sogen. „Fußscheitern", Flammen herausschlagen.

Kohlt der Meiler gut, so genügt es, wenn der Köhler jeden Morgen und Abend nachsieht und die etwa entstandenen Hohlräume nachfüllt. Ein schlecht kohlender Meiler dagegen beansprucht unablässige Aufsicht. Die Kunst des Köhlers besteht nun darin, die teilweise Verbrennung des Holzes durch Regelung der Luftzufuhr so zu leiten, daß Ausbeute und Güte der Kohlen möglichst groß sind. Wird die Verkohlung richtig geführt, so beträgt die Temperatur im Meiler etwa 270 Grad. Der gefährlichste Feind ist das Wasser, so notwendig es auch zur Holzverkohlung ist, und nicht mit Unrecht sagt eine alte Köhlerweisheit: Während des Kohlens ist Wasser am Meiler Gold, im Meiler Gift. In den meisten Fällen sind die oben erwähnten Explosionen auf das Vorhandensein von Wasser in demselben zurückzuführen, sei es, daß es sich aus zu nassem Holz ausgeschieden hat, sei es, daß es von außen eingedrungen ist.

Die Dauer des Verkohlungsvorgangs richtet sich nach der Größe des Meilers und der Beschaffenheit des Holzes, aber auch die Witterung und vor allem die Geschicklichkeit des Köhlers spielen eine Rolle. Ein kleiner Meiler (15 bis 30 Raummeter) beansprucht für Hartholz etwa vier bis fünf Tage, für Nadelholz sechs bis acht zum Garbrennen, Meiler mit rd. 100 Raummeter Hartholz dagegen etwa 14, entsprechende Nadelholzmeiler ungefähr 17 Tage, die größten, von etwa 400 Raummeter Inhalt, annähernd fünf bis sechs Wochen.

Ist die Verkohlung zu Ende, so löscht der Köhler den Meiler, indem er feuchte Erde aufschüttet. Nach rd. 24 Stunden ist der Meiler soweit abgekühlt, daß die Kohle mit dem „Ziehhaken" „ausgezogen" werden kann. Das geschieht nachts, damit man etwa noch vorhandene Glut sofort erkennen und unschädlich machen kann. Dazu werden die noch glimmenden Kohlestücken mit „Gestübe" oder „Lösche", das ist eine Mischung aus Kohlenabfall und Erde, bedeckt. Die frisch ausgezogene und auf der Kohlstatt ausgebreitete Kohle muß mindestens 6 Stunden zum Abkühlen dort liegen bleiben und während dieser Zeit ständig beobachtet werden, da sie sehr zur Selbstentzündung neigt. Ein gut kohlender Meiler liefert etwa 25 Prozent des eingesetzten Holzes als Kohle. Diese muß, wenn sie gut sein soll, beim Anschlagen klingen und noch deutlich das Gefüge des Holzes und die Jahresringe erkennen lassen. Ihre Güte nimmt in jedem Meiler von außen nach innen ab, so daß die „Quandelkohle", die mitten im Meiler steht, den geringsten Wert hat. Die abgekühlte Kohle wird nun sortiert. Die hochwertigste ist die großstückige sogen. „Lösekohle", die in Eisenhütten zur Beschickung von Hochöfen verwendet wird und daher sorgfältigste Behandlung verlangt. Die nächste Größe, die sogen. „Ziehkohle", wird an Schmiede abgegeben, während das Kohlenklein, die „Pratschen-" oder „Krösekohle", zum Füllen späterer Meiler an einem trockenen Ort aufbewahrt wird. W. L.

Jakob Voggtreuter

Roman aus den bayrischen Bergen
von Hans Ernst.

(12. Fortsetzung.)

„Sie kennen ihn näher?"

„Er ist mein Freund, gnädiges Fräulein."

„Ihr Freund?" tat Hedwig erstaunt. „Verzeihung, aber ich kann mich nicht entsinnen, daß Sie ihn irgend einmal erwähnten."

„Ich bin von Ihrer Seite noch nie über ihn gefragt worden," antwortete Rigg etwas spitz.

Hedwig interessierte sich jetzt förmlich für den schönen Voggtreuter. „Weil ich von seinem Vorhandensein bisher keine Ahnung hatte," sagte sie dann. Sie tat ein paar hastige Züge an ihrer Zigarette und frug dann: „Ist er verlobt?"

„Aber Hedwig!" warf ihr Vater ein.

Rigg aber runzelte ärgerlich die Stirn. „In Herzensangelegenheiten hab ich mich mit ihm noch nie unterhalten," sagte er scharf.

Hedwig biß sich auf die Lippen und schwieg. Darauf hätte sie auch keine Antwort mehr geben können, denn Jackl war wieder eingetreten.

„Die Herrschaft'n möcht'n zum Vater nüberkommen."

Pendel und Rigg erhoben sich sogleich, Hedwig aber lehnte sich behaglich in das Ledersofa zurück und blies den Rauch ihrer Zigarette von sich.

„Willst du nicht mitkommen, Hedwig?" fragte Pendel.

„Nein, Papa, ich möchte hier bleiben, entschuldige bitte, aber du weißt doch, daß ich den Anblick kranker Leute nicht ertragen kann."

Jackl blieb mit Hedwig zurück. Jetzt erst gewahrte er, daß sie rauchte. Halb erstaunt, halb ärgerlich, starrte er sie an. Eine Frau und rauchen? Das erschien für seine Begriffe ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. Als dann Hedwig ihrem Handtäschchen ein vergoldetes Döschen entnahm und sich in aller Seelenruhe puderte, fand sein Erstaunen gar keine Grenzen mehr. Er wollte etwas sagen und wußte nicht was. Er starrte bald auf die Dose, bald auf das junge Mädchen. Oft hatte er sich schon gewundert, daß die Sommerfrischlerinnen immer eine so feine, weiße Gesichtsfarbe hatten. Aus so einer Dose also entnahmen die feinen Stadtdamen ihre Schönheit.

Vor seinen Augen stieg das Bild Julas auf. Er sah ihre leicht gebräunten Wangen, die kirschroten Lippen, die dunklen Märchenaugen, die hohe Stirn, über der die schweren Flechten des prachtvollen Haares gewunden waren.

Ueber sein ernstes Gesicht flog ein frohes Leuchten. O, er wußte es plötzlich wieder, seine Jula war schön, wunderschön, schöner noch als das feine Zierpüppchen mit der goldenen Dose bei ihm.

Währenddessen betrachtete ihn Hedwig mit sengenden Blicken. Im stillen ärgerte sie sich über ihn, weil er ihr gegenüber den Kühlen, Unantastbaren spielte. Ihr! Der gefeierten Salondame, der die Männer zu Füßen lagen.

Und dieser bildschöne Bauer fand es gar nicht der Mühe wert, an sie das Wort zu richten.

Hedwig trank ihr Glas leer und stellte es etwas unsanft auf den Tisch, so daß es klirrte.

Jackl fuhr herum und sah sie fragend an.

Sie wies leise lächelnd auf ihr Glas und sagte: „Dürfte ich nochmals bitten?"

Jackl schenkte zwei Gläser voll. Hedwig beugte sich vor, ihre Hand erfaßte das Glas, und ihre Augen fest in die seinen bohrend, hob sie das Glas. „Auf was wollen wir trinken?", fragte sie schmeichelnd.

„Auf — — auf", stotterte Jackl verlegen.

„Nun gut, auf alles, was wir lieben", warf sie ein.

Die Gläser klangen zusammen. Beide leerten sie auf einen Zug. Wieder füllte Jackl und wieder tranken sie. Plötzlich, er wußte selbst nicht, wie es gekommen war, saß er auf einmal neben ihr auf dem Sofa und lauschte ihren Worten.

Sie konnte so schön und so harmlos plaudern, sie wußte ihm das lachende, lebenschäumende Großstadtleben in den schönsten Farben zu schildern, daß er unwillkürlich das Verlangen empfand, all diese Herrlichkeiten einmal zu sehen.

Er erzählte dann Hedwig von den Schönheiten der Berge, nannte ihr die Namen all derer, die man vom Fenster aus sehen konnte. Kurz und gut, die beiden wußten sich auf einmal vortrefflich zu unterhalten. Von seiner Zunge war der Zauberbann gewichen.

Beide waren in ihre Unterhaltung so vertieft, daß sie Riggs Eintritt gar nicht merkten.

„Verzeihung, wenn ich störe", sagte er, „Jackl, du sollst zu deinem Vater kommen."

Jackl erhob sich sofort und ging hinaus, ohne den begehrenden Blick zu beachten, den ihm Hedwig nachsandte.

Leise trat er im Krankenzimmer an das Bett seines Vaters

„Du hast mich rufen lassen, Vater?"

„Ja, Bub, setz' dich nur her zu mir, ich hab' mit dir zu reden."

Schon beim Klang dieser Stimme hatte Jackl aufgehorcht. So ruhig und freundlich hatte er ihn noch nie sprechen hören. Schwester Johanna und Pendel hatten lautlos das Zimmer verlassen. Beide ahnten, daß sich die beiden etwas zu sagen hatten, was nicht für fremde Ohren war.

Einige Sekunden herrschte Schweigen zwischen Vater und Sohn. Nur das gleichmäßige Ticken der Schwarzwälderuhr war zu hören.

Mühsam richtete sich Voggtreuter in seinen Kissen auf. Dann streckte er dem Sohne die Hand hin. „Verzeih' mir, Bub", sagte er matt.

Jackl traute seinen Ohren kaum. Dieser Mund, der ihm noch vor kurzem die schmählichsten Worte entgegengeschleudert hatte, bat ihn jetzt um Verzeihung. Diese Hand, die ihm nach dem Leben getrachtet hatte, reichte sich ihm jetzt versöhnend entgegen.

„Verzeih' mir, Bub", wiederholte der Kranke.

„Verzeih'n will ich dir gern, aber vergess'n kann ich net."

Er reichte dem Vater die Hand hin, die dieser mit beiden Händen umklammerte.

„Ich dank' dir, Bub", stammelte er ergriffen. „Ich weiß, daß du net so leicht vergess'n kannst, dafür hab' ich zu schwer g'sündigt an dir und der Lisl. Aber jetzt soll's anders werden. An dir will ich jetzt guatmachen, was ich bei der Lisl nun nimmer kann."

Jackl stand vor einem Rätsel, das er sich nicht entziffern konnte. Wer mochte wohl den Vater so plötzlich umgestimmt haben? Schon allein die Stimme des Kranken hatte es zuwege gebracht, seinen sonst so geordneten Gedankengang zu verwirren. Der müde Ton, mit dem ihn Voggtreuter um Verzeihung bat, berührte jede Fiber seines Innern. War das das Gefühl, mit dem er sich einst geschworen hatte, den Mann, der jetzt wie ein bittendes Kind vor ihm lag, zu hassen, — — sein ganzes Leben lang?

Jackl fuhr sich über die Stirn, als wollte er diese Gedanken verscheuchen. Aber sie ließen sich nicht so leicht verscheuchen. sie drängten fast noch gewaltiger auf ihn ein. Sinnend blieb er vor dem Fenster stehen. Mußte er nicht mit dem fortwährend genährten Haßgefühl im Laufe der Zeit physisch und moralisch zugrunde gehen?

Es war ein schrecklicher Kampf, der in dieser Stunde im Innern des Sohnes tobte. All die Schmerzen und all das Leid, das ihm sein Vater in letzter Zeit zugefügt hatte, wurde in ihm wieder lebendig.

Jetzt, nachdem es vorbei und überwunden war, schmerzte es ihn viel tiefer als damals, als es geschehen war.

Auf der anderen Seite aber drang ein anderes Gefühl auf ihn ein. Jackl spürte, daß er Mitleid mit seinem Vater hatte. Und dieses Gefühl wurde immer stärker und größer in ihm, so daß die Glut des Hasses und des Grolles schließlich ganz verschwand. Was hatte der Vater vorhin gesagt? Es soll anders werden jetzt.

Jackl war wieder vor das Bett getreten.

„Es soll jetzt anders werd'n, hast du vorhin g'sagt."

„Ja, ja!" stöhnte Voggtreuter.

„Und wie soll es jetzt werden?"

Voggtreuter richtete sich mühsam in den Kissen auf. „Erstens sollst du dös Kommando am Hof führ'n, bis ich wieder richtig hatsch'n ko. Ich will dir in gar nix neired'n, du sollst unumschränkter Herr sein. Willst dös?"

„Ja, ich will!"

„Es wird net leicht sein, Jackl, viel Arbeit wart' jetzt auf dich."

„Ich fürcht' mich vor der Arbeit net."

„Is guat, morg'n red' ma dann noch weiter drüber. Jetzt geh', deine Gäst' werd'n wart'n", sagte Voggtreuter und tastete nach der Hand des Sohnes.

Fest schlangen sich ihre Hände ineinander. Jeder fühlte es, daß sie sich in dieser Stunde zum erstenmal verstanden hatten.

Schweigend verließ Jackl das Zimmer. Schwester Johanna huschte mit einem Lächeln an ihm vorbei. Er ahnte ja nicht, daß sie den Kranken bekehrt hatte, und daß es größtenteils ihr Verdienst war, daß sich Vater und Sohn ausgesöhnt hatten.

Erst spät am Abend fuhr der Besuch nach München zurück.

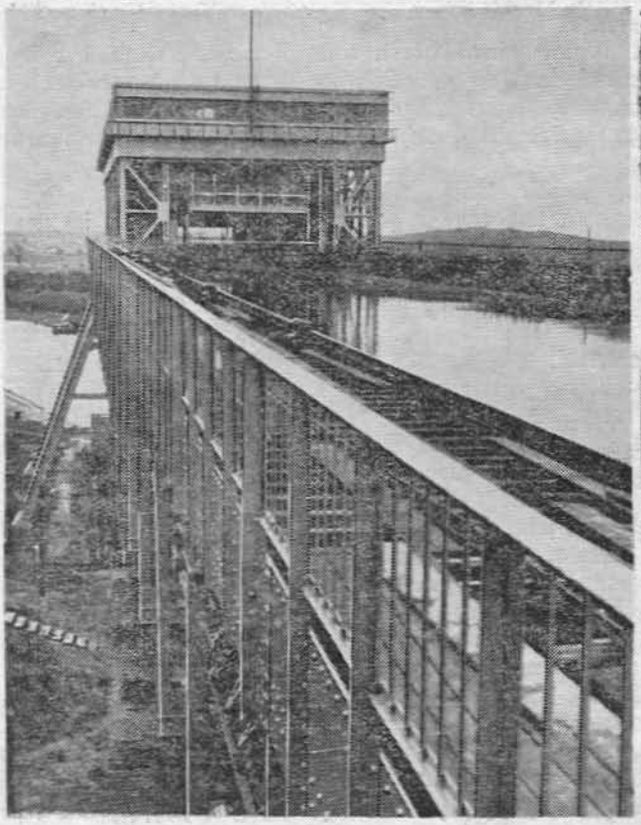
„Wann seh'n wir uns wieder?" flüsterte Hedwig Jackl zu.

Pendel und Rigg waren schon hinausgegangen.

„Ich weiß net", antwortete er und wich dabei ihrem heißen Blick aus.

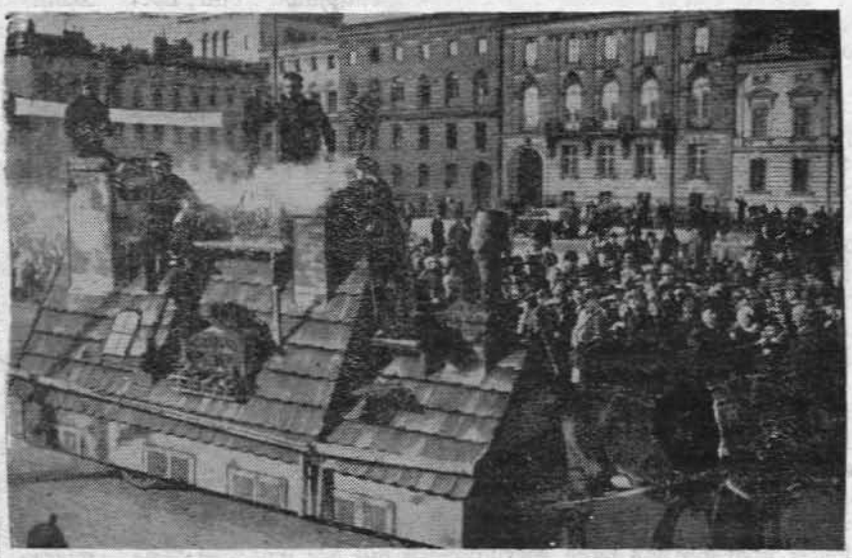
(Fortsetzung des Romans Seite 6 u. 7.)

Bilder aus aller Welt



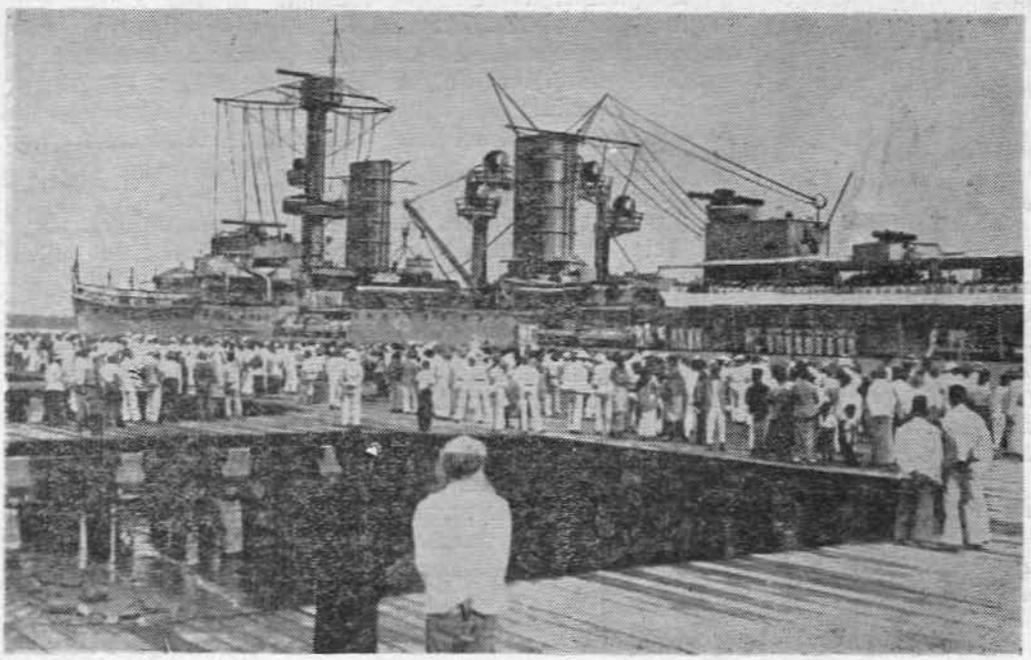
Das Wunderwerk bei Niederfinow vor der Inbetriebnahme.

Bei Niederfinow (Brandenburg) ist das große Schiffshebewerk vollendet worden, das zu den technischen Meisterwerken nicht nur unseres Vaterlandes, sondern überhaupt unseres Zeitalters gehört. Hier können in wenigen Minuten Schiffe von beträchtlichem Umfang 36 Meter hoch gehoben werden, damit sie von der tiefer liegenden Oder in den Finowkanal, der dort an einem Abhang entlangzieht, gebracht werden. Durch das Hebewerk werden künftig komplizierte und für den Verkehr zeitraubende Schleusenanlagen überflüssig. Auf unserem beistehenden Bilde sehen wir, daß schon der riesige Schiffstrog, in dem später Dampfer und Kähne bis zu 1000 To. Platz finden, mit Wasser gefüllt ist.



Der Abschluß der Handwerkswoche.

Beistehend zeigen wir zwei hübsche Bilder aus dem großen Umzug, den Berliner Innungen zum Abschluß der Handwerks-Ehrenwoche durch die Straßen der Reichshauptstadt veranstalteten. Der Zug war 12 Kilometer lang, 50 000 Handwerker marschierten mit. Unsere Bilder zeigen oben: Die Schornsteinfeger-Innung; unten: Die Fischhändler mit einer riesigen Karpfen-Attrappe.



Von der Weltreise des Kreuzers „Köln".

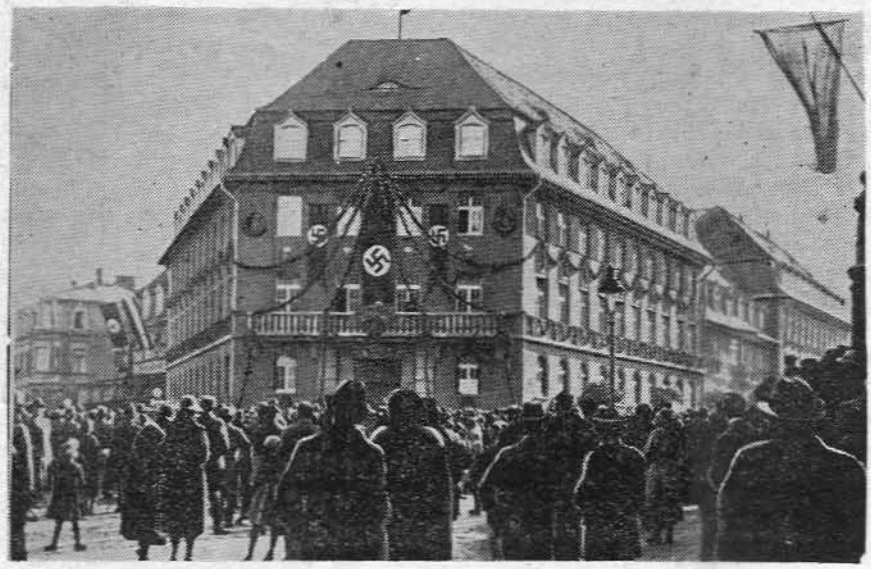
Der kleine Kreuzer „Köln" ist auf seiner Weltreise in Niederländisch-Indien angekommen. Der Besatzung wurde von der Deutschen Kolonie sowie von befreundeten Holländern ein begeisterter Empfang zuteil. Unser nebenstehendes Bild zeigt den Kreuzer an der Mole von Belavan auf Sumatra.

Die Kleidersammlung für das Winterhilfswerk hat begonnen.

In der Reichshauptstadt sind jetzt die ersten Wagen ausgefahren, die die Kleider aufnehmen sollen, die von der Bevölkerung gegeben werden, um notleidende Volksgenossen im Kampf gegen die Härten des Winters zu schützen. Unser nebenstehendes Bild zeigt die geschmückten Wagen der Reichswehr mit ihrer „Besatzung", den Helfern und den Reichswehr-Trompetern, die überall das Signal zur Spendenabgabe blasen.

Der kleine Gardeoffizier bei der Hochzeit.

Ein kleiner Page in Gardeoffiziers-Uniform, wie er bei der Trauung eines Londoner Gardeoffiziers zu sehen war. Das niedliche Bild erregte großes Aufsehen.

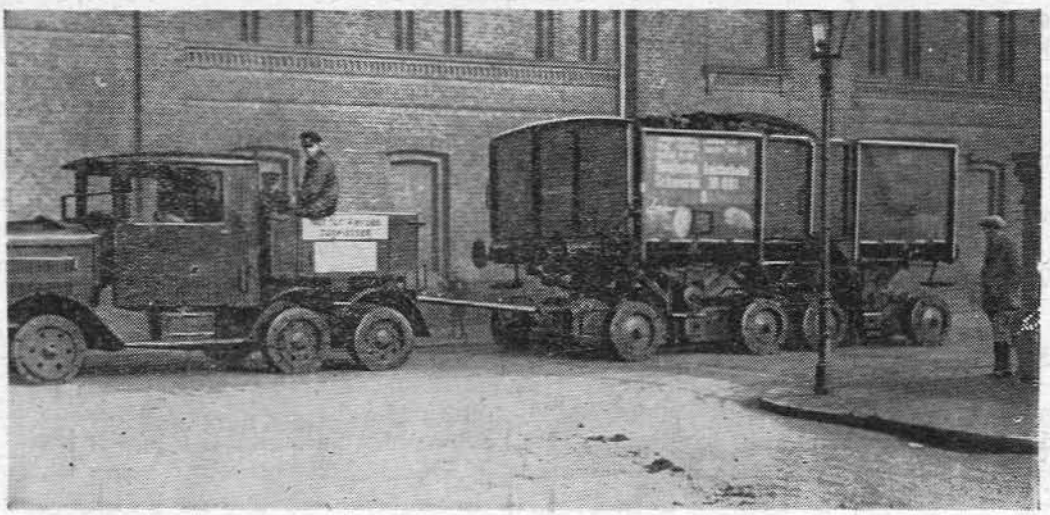


Weimars Landbund-Haus trägt jetzt den Namen des Reichsernährungsministers Darre.

Unser beistehendes Bild gewährt uns einen Blick auf das frühere Landbund-Haus in Weimar während der Umtaufungsfeierlichkeiten. Das Haus heißt von nun ab Darré-Haus.

Im Eisenbahn-Güterwagen franko Haus.

In Viersen im Rheinland ist von der Reichsbahn ein neues Fahrgestell in Betrieb genommen worden. Es handelt sich um ein von 16 Rädern getragenes Fahrgestell, das ganze Güterwagen mittels einer kleinen Ueberladerampe am Güterbahnhof übernimmt und sie den Betrieben bringt, die kein Anschlußgleis haben. Unser nebenstehendes Bild zeigt das neuartige Fahrgestell auf dem Wege zu einem Privatbetrieb.



(Fortsetzung des Romans von Seite 3.)

„Kommen Sie doch einmal auf Besuch zu uns, es wird riesig nett werden."

„Zum Spazierenfahr'n hab' ich leider koa Zeit. Jetzt, wo mein Vater bettlägerig is, muß ich doppelt arbeiten."

„E soll auch keine Spazierfahrt sein, Sie verbinden es ganz einfach mit Geschäftlichem."

„Ich will mir's überlegen."

„Nun gut, wenn Sie wieder nach München kommen, vergessen Sie nicht: Briennerstraße 18."

Ohne auf seine Antwort zu warten, ging sie hinaus. Jackl folgte ihr langsam.

Unter der Tür stand Rigg. Er hatte offenbar auf Jackl gewartet, denn er reichte ihm die Hand und raunte ihm mit unterdrückter Stimme zu: „Nimm dich in acht."

„Vor wem?"

„Nimm dich vor Hedwig in acht!"

Mehr konnte er nicht mehr sagen, denn das Auto war vorgefahren.

Jackl reichte jedem die Hand zum Abschied. Gleich darauf fuhr der Wagen davon.

Jackl stand sinnend unter der Haustür und schaute ihm nach, bis er um eine Biegung verschwand.

Er wußte es selbst nicht, aber seit ihm heute diese Hedwig in den Weg getreten war, war ihm so sonderbar zumute.

„Nimm dich in acht!" Diese Worte fuhren ihm immer wieder durch den Kopf. Er ahnte nicht im entferntesten, was Rigg damit meinte.

Diese Hedwig konnte doch ihm nicht gefährlich werden. Er hatte doch seine Jula. Und überhaupt, er, der harte, sehnige Bauer, und dieses Stadtfräulein mit dem gepuderten Gesicht und dem Bubikopf. Unwillkürlich mußte er lachen, als er diesen Vergleich anstellte.

Unterdessen war die Sonne fast untergegangen. Die letzten Strahlen schienen die Waldhänge und Bergspitzen in hellen Brand zu setzen. Um Jackls Mund zog ein schmerzliches Zucken.

Vor drei Tagen hatten die Wälder und Berge auch so geleuchtet, als Lisl gestorben war.

Er wandte sich hastig ab und ging wieder in die Stube, wo er Papier und Feder zur Hand nahm und schrieb:

Ausgaben:

Sarg für Lisl	70,— ℳ
Begräbniskosten	260,— ℳ
Lohn füe die Träger und 3 Maß Bier	5,76 ℳ
Doktorrechnung	30,— ℳ
macht im ganzen	365,76 ℳ

„Dreihundertundfünfundsechzig Mark" murmelte Jackl bitter, während er das Schreibzeug wieder auf seinen Platz trug. Dazu kamen aber noch einzelne kleinere Zahlungen, die er heute noch nicht wußte. Im ganzen wird es halt 400 Mark mach'n.

„Wie darf ich da schuft'n, bis dös Geld wieder herein is," sagte er für sich. „Aber am besten wär's, gleich zahl'n, dann ist's vorbei."

Gesagt, getan, Schnurstracks ging er hinüber und klopfte an die Kammertür des Vaters. Die Pflegerin öffnete ihm.

„Entschuldigen S' Schwester, ich möcht bloß den Vatta um was frag'n."

Da erklang auch schon die Stimme des Kranken: „Geh nur rei, Bub, ich bin noch wach."

Wie hart das herausging, was er zu sagen hatte. „Ich braucht vierhundert Mark, Vatta!"

„Vierhundert Mark? Zu was denn?"

„Die Kosten, weißt, Vatta, die soll ma halt zahl'n, die Leichenko . . ."

„Ja, ja," unterbrach ihn der Alte hastig. „Da, Bua, unter meine Kopfkiss'n is der Schlüssel zum Schrank. Mach nur gleich alles quitt, daß ich nix mehr hör'n muaß. Und gell, tu nur für dich auch zwanzig Mark raus, daß d' allweil a bißl Geld in der Tasch'n hast."

Kopfschüttelnd ging Jackl aus der Kammer. Was hätte nicht alles verhütet werden können, wenn Voggtreuter schon früher so gedacht hätte.

Aber es sollte ja jetzt anders werden.

15. Kapitel.

Mit einer wahren Wut stürzte sich Jackl von diesem Tag an in die Arbeit. Tat er es aus Freude darüber, daß der Vater ihm volles Vertrauen schenkte, oder geschah es, um Vergangenes zu vergessen?

Am dritten Morgen nach der Aussöhnung brachte ihm der Postbote einen Brief, dessen Schrift ihm völlig unbekannt war. Lange drehte er ihn in den Händen, bis er ihn schließlich doch öffnete.

Neugierig las er:

„Lieber Freund!

Etwas befremdend werden dir letzthin meine Worte vorgekommen sein, als ich Dir sagte: „Nimm Dich vor der Hedwig in acht." Ich hoffe zwar, daß Du mir dieses nicht für übel genommen hast und auch nicht verübeln wirst, wenn ich Dir heute nochmals schreibe: Hüte Dich vor ihr. Denn sie ist trotz ihrer achtbaren Herkunft und trotz ihres Reichtums eine Kokette, die schon mit manchem Männerherz ein leichtes Spiel getrieben hat. Augenblicklich ist sie für Dich Feuer und Flamme. Hüte Dich also, in ihre Nähe zu kommen, denn sie wird es verstehen, auch Dich in ihre Netze zu ziehen, aus denen Du nur mit bitteren Enttäuschungen herauskommst.

Schau, lieber Jackl, ich mein es nur gut mit Dir, weil ich jede Bitternis von dir fernhalten möchte.

Uebrigens sehen wir uns ja doch bald, denn soviel ich von Deinem Vater und Herrn Pendel weiß, geht in drei Wochen bei euch die Holzarbeit wieder an. Dann können wir uns mündlich aussprechen. Bis dahin aber grüße ich Dich recht herzlich und bleibe unterdessen Dein aufrichtiger Freund Karl Rigg."

Jackl ließ den Briefbogen sinken. „Was ereiferst du dich, Karl? Glaubst du, ich würd' weg'n der Stadthex'n meiner Jula die Treu' brech'n?"

Unwillkürlich drehte er sich bei diesem Selbstgespräch um, als hätte er Angst, es könnte ihn jemand gehört haben.

Langsam legte er den Bogen wieder in den Umschlag und steckte den Brief dann in seine Joppentasche.

An diesem Tage ging ihm die Arbeit nicht recht von der Hand. Des Freundes Warnung ging ihm nicht aus dem Kopf. Er ertappte sich sogar öfters bei dem Gedanken, daß diese Hedwig doch ein schönes Weib sei, das ein Männerherz in Glut versetzen konnte.

Noch spät am Abend, als auf dem Voggtreuterhof schon alles zur Ruhe gegangen war, stieg er den dunklen Wald empor und klopfte bei Jula an.

Leise öffnete sich das kleine Fenster, eine Hand streckte sich heraus und tastete nach der seinen. Im nächsten Moment flog das Fenster wieder zu, man hörte das Zurückschieben eines Riegels, die Tür ging auf und zwei Arme schlangen sich um seinen Hals.

„Bub', so lang bist ausblieb'n, schon gleich acht Tag hab ich di nimmer g'sehn."

Jackl stand wie gebannt da, so zärtlich hatte er sie noch nie gesehen. Der Name Hedwig war wie in alle Winde geflattert.

Mit einem Jubelruf riß er sie in seine Arme, bedeckte ihren Mund mit glühenden Küssen, immer nur die einzigen Sätze stammelnd: „Jula — du — — schau, so lieb hab ich dich. Jula! Jula!" —

Ein kühler Wind strich vom See herauf. Fröstelnd schmiegte sich Jula an Jackl. „Mich friert," sagte sie leise.

„Ja, ich weiß," lachte er übermütig. „Ich bin recht a Böser, hab dich raustrieb'n; sollst mich eigentlich straf'n dafür."

„I straf dich schon," lachte sie schelmisch.

„So? — — aber bitt' schön, net fest."

„Dös wirst gleich seh'n, du." Sie wickelte ihre langen Zöpfe

um seinen Hals, band sie dann vorne zusammen und bot ihm dann den lachenden Mund.

„So" — lachte er, „jetzt san ma zammbund'n, jetzt mußt mich hab'n deiner Lebtag."

„So meinst? Wann ich aber net will?"

„Schau, Jula, ich hab dich so gern, daß ich sogar mein Leb'n für dich hingeb'n tät. Und ich schwör dir's, daß ich dich zu meinem Weib mach."

„Jackl," jubelte sie und schlang ihre Arme um seinen Hals.

Eine Weile standen sie stumm beieinander. Plötzlich fühlte Jackl etwas Feuchtes auf seine Hand tropfen. Erschrocken nahm er ihr Köpfchen in beide Hände und sah ihr in die Augen.

„Du weinst ja, Jula. Warum denn?"

„Weil — — weil —"

„Aber Patscherl, geh' zua, so sag mirs doch."

„Weil — — weil der Gedanken zu schön is, als daß ich dran glaub'n könnt."

„Glaub mirs nur, Jula. Oder glaubst du mein' Schwur net?"

Alle Ueberlegung schien er plötzlich verloren zu haben. Er drückte sie an sich, daß sie stöhnte. Aber er hörte es nicht. Er sah nur sie und war glücklich, daß er sich an ihrer Schönheit berauschen konnte. Und schön war Jula, schön wie ein Traum, so schön wie ein Märchen.

16. Kapitel.

Drei Wochen waren vergangen. Die Nächte waren schon empfindlich kühl und es gab Tage, an denen die Sonne die Nebelschleier kaum mehr zu durchbrechen vermochte. Auf den ganz hochgelegenen Almen lag sogar schon Schnee. Das Jungvieh, das dort oben den Sommer über weidete, hatte man auf die tiefer liegenden Almen gebracht.

Immer war es noch schöner, sonniger Herbst. Auf den Wiesen wurde fest gearbeitet, das Grummet heimzubringen. Auch auf dem Voggtreuterhof fuhr man heute alles heim.

Es lag zwar noch eine große Menge duftenden Grummets draußen, aber Jackl hatte es sich in den Kopf gesetzt, heute müsse der letzte Erntetag sein. Konnte doch der nächste Tag schon Regen, Frost oder Schnee bringen.

Es ging schon gegen Abend. Den Wiesenrain entlang standen sechs hochbeladene Wagen und harrten der Einfuhr. Jackl arbeitete unermüdlich. Auch die andern taten mit und gaben her, was ihre Kräfte nur gestatteten. Nur Alois, der Roßknecht, ließ sich Zeit. Jackl trieb ihn zur Arbeit an.

Mit einem Fluch stieß der Knecht die Heugabel in den Boden und erklärte:

„Wenn mir der Lohn nicht erhöht wird, so rühre ich heut keine Hand mehr."

Jackl wollte aufbrausen, aber er bezwang sich und sagte:

„Morg'n zahl' ich dir deinen ganz'n Monatslohn aus, dann kannst dein Bündl schnür'n und geh'n. Heut aber brauchst für mich kei Hand mehr rühr'n."

Jetzt war der Knecht doch verdutzt und wollte helfen, doch Jackl erlaubte es ihm nicht.

Als es zu dunkeln begann und die ersten Sterne am Firmament aufflackerten, war alles aufgeladen. Und im Dämmerschein wankten die Fuhren dem Hofe zu.

(Fortsetzung folgt.)

Nooch'n Feierohnd

Nei'gefall'n

Dr Friedrich-Lieb war ener von dare Sorte Menschen, die für ihr Gald immer ewos Gut's hob'n wollten, aber is durft a net ze teier sei. Do soll emol ah solche Geschicht drzehlt war'n, die 'r sei' Labtog net vergassn ward, do kam ne namlich de Brie teirer wie is Flääsch.

Dr Lieb brauchet ganz dringend ä Paar Stiefeln, bei sänn alten loff'r schu auf deitschen Buden un is Oberlader war ah schu ieberol zerrissen. Nu hat aber dos Stiefelkaafen enn Hoken, dr änzige Schuster, dann's in Dorf gab, war namlich sei größter Feind. Do war guter Rat teier un bald wär 'r zu dan Schuster gange, wenn ne net ene Zeitungsnotiz en Wunk gab'n hätt'. Do stand namlich drinne, doß guterhaltne un virgerichte Stiefeln aus'n Heeresgut ganz billig ze hob'n wär'n. 'r setzet sich hie, schrieb geleich an dos Geschäft un bestellet a ä Paar solche virgerichte Stiefeln. Er dacht bei sich, wenn's a käne neie sei, drfür sei se billig genug. 's dauret gar net lang, do kam ä Paket an Lieb un dar konnt net fix genug dos Paket aufbränge, im de Stiefeln azeguck'n. Nu 's war'n käne schlachtn Stiefeln, frisch besuhlt un ewing genäht, fir dos Gald konnt mr se namme. Se wur'n aber ah geleich agezug'n. Dar äne rutschet fix na, aber mit dan annern hat 'r sei liebe Nut. 'r hat a e Paar dicke Socken a, wie's bein Stiefelaprobiern immer dr Fall is. Do 'r nu mit dan dicken Socken net nei in dan Stiefel kam, zug'r en dünne a, aber trotz aller A'strenging ging dr Fuß net nei. Nu dacht mei Lieb, do ward's ab'n uhne Socken probiert, aber 's ging net. Noochdenklich gucket 'r senn Fuß ah, auf emol sprang'r in de Höh', hulet de Schaar (Schere) un fing a seine grußen Fußzeh'näl ozeschneiden, do 'r dacht, die könnt'n dra schuld sei, 'r schmieret die Schäft inne noch richtig mit Saaf ei, doß 's besser rutschen sollt, probieret noch emol un schnapp war dr Stiefel na. Aber do hat mei Lieb eine Fräädd. 'r wollt se geleich ne annern Tog auf'n Stääbruch aziehe, wu 'r in Arbeit war. Ne annern Tog früh gings schie besser mit'n A'ziehe, 'r nahm sei Packl Assen virn ganzen Tog unnern Arm un machet sich auf'n Wag zr Arbeit. Bis Mittag ging ging's ganz gut, aber nochert fings a ze drück'n, doß 'rsch bal' nimmer aushalten konnt. Seine Arbeitskollegn hatt 'ne schu 'ne Weile beobacht, wie 'r von en Fuß of'n annern huppet. Do ging ener, dar bekannt war, ne annern immer en Schabernack ze spieln, of men Lieb zu un saht: „Wäßte Lieb, do mußte emol ins Wasser trat'n, nochert ward dos Lader richtig waach un 's druckt a nimmer". Dr Lieb, dar do noch kä Erfahring hat, ging a geleich nooch en klänn Teich in dr Näh', ließ seine Bää ewing ins Wasser baumeln un merket nicht mehr von dan Drücken. Wie 'r wieder hiekam zu die annern, lachten die gerod naus. 'r ließ sich aber net beirrn un saht zu dan en'n, 'r sollt a schinn Dank hob'n für dan guten Rot. 'r merket nu ne ganzen Tog nicht mehr un ohmds drhem wollt'r seine Stiefeln ausziehe, aber du griene Neine, die bewegetn sich überhaupt nimmer, dos Lader war namlich durch dos Wasser esu gequolln, doß 'r die Stiefeln net robracht. Mei Lieb besann sich net lang, 'r nahm de Schaar (Schere) und trennet de Näht auf, när, doß'r aus dan Luderzeig rauskam. Nu mußt'r aber doch, wenn ah schwer'n Herzens, zu dan Schuster gieh. Dr Schuster machet ah net viel Aufheb'ns drvu un nähet die Stiefeln wieder zamm, 'r saht aber zum Lieb: „Wäßte, wenn die Stiefeln ze klaa sei, do schick' se när wieder hie un bestell dr ä größere Nummer drfür."

Als dr Lieb häm kam, packetr die Stiefeln ei un schicket se ah wieder fort. Nu is dauret ah wieder net lang, kam ä Paket, wu e Paar annere drinne war'n. Aber die war'n net esu schieh wie die ersten un dr Lieb mußt ah noch feiwing draufzohln. 'r rachnet sich emol die ganzen U'kosten zesamm un do merket'r, doß die alten Stiefeln genau esu teier war'n wie ä Paar neie. 'r mußt se nu aber doch aziehe un se hob'n a net ze lang gehalten, doß 'r sich trotzdam noch ä Paar annere kaafen mußt. Dr Lieb hot sich's aber ze Herzn genomme un ward sich schwer hüten, sich noch emol mit solchen Zeig eizelossen.

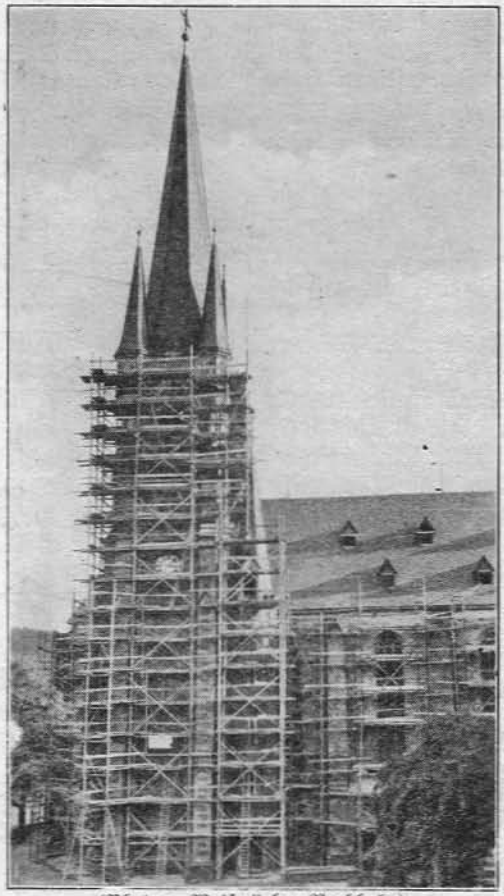
Albert Dürr, Aue (Sa.).

Bilder aus der Heimat

Die Erneuerung der St. Katharinenkirche zu Buchholz.

Von Pfarrer Gerhard Satlow, Buchholz.

Einen imposanten Eindruck bietet die zurzeit eingerüstete St. Katharinenkirche zu Buchholz. Das Gerüst ist nicht nur um das ganze Kirchengebäude bis zur Höhe des Daches gebaut, sondern es umfaßt auch den Turm bis zur Höhe von 35 Meter. Gerade an der Höhe des Turmes waren starke Verwitterungen des Sandsteines zu beobachten, die allmählich eine Gefahr für Vorübergehende herbeiführen konnten. Auch war in einem der kleinen Türme ein Sparren angefault, der ersetzt werden muß. Es müssen Vorkehrungen getroffen werden, daß Schnee und Regen an bedrohten Stellen nicht mehr eindringen können. Die Maurerarbeiten an den Pfeilern und Außenwänden des Kirchengebäudes sind nun nach vierwöchentlicher Arbeit nahezu beendet. Dagegen werden die Steinmetzarbeiten noch einige Tage dauern. Wenn das Gerüst entfernt ist, wird dem Beschauer wahrscheinlich eine gewisse Ungleichmäßigkeit des Aeußeren auffallen. Die Mauerflächen werden einen helleren Anblick gewähren als die Pfeiler. Das liegt daran, daß die Mauerflächen vom Putz befreit und mit hellerem Kalk verfugt wurden, während die im Jahre 1875 erbauten Pfeiler ohne Putz aufgeführt sind und infolge der 50 Jahre



(Photo: Weißgärber-Buchholz.)

einen dunkleren Anblick gewähren. Im Laufe der Zeit wird sich das aber wieder ausgleichen. Besonders schlimm war der Zustand der eisernen Umrahmungen der einzelnen Teile der bunten Kirchenfenster. Diese Eisenteile waren stark verrostet und müssen durch neue Versteifungseisen und Halter ersetzt werden. Eine Menge Glasscheiben sind zerbrochen. Hier wird noch manche Arbeit notwendig sein.

Auch im Innern des Gotteshauses ist man nun mit dem Aufbau des Gerüstes beschäftigt. Dieser Aufbau wurde dadurch verzögert, daß infolge der Reichshandwerkswoche viele Kräfte anderweitig beschäftigt waren und es nicht möglich war, die Gerüstteile von Chemnitz zur rechten Zeit nach hier zu befördern. Doch wird auch dies Gerüst in einigen Tagen vollendet sein. Die Bänke, die Orgel, das Altarbild müssen eingedeckt bez. verschlagen werden. Die im Altarraum hängenden Bilder sind vorübergehend ganz aus der Kirche genommen. Nach Fertigstellung des Gerüstes können die Innenarbeiten beginnen. Zuerst treten die Maurer in Tätigkeit und dann werden die noch nötigen Arbeiten für die elektrische Beleuchtung geschehen. Erst dann können die Maler- u. Tischlerarbeiten beginnen.

Der Leseverein zu Scheibenberg.

Gegründet am 15. Mai 1871, vereinigt der Leseverein zu Scheibenberg in sich alle Honoratioren der Stadt und erwies sich jederzeit als ein äußerst angesehener Bildungsverein, in dem auch die Geselligkeit in vorbildlicher Weise gepflegt wurde. Wir zeigen hier im Bilde eine Gruppen-Aufnahme des Lesevereins im Jahre 1895, die anläßlich eines Nachmittags-Ausfluges getätigt wurde und geben nachfolgend die Namen der darauf befindlichen Mitglieder bekannt. Obere Reihe (von links nach rechts): Stadtrat Karl Werner †, Tischler Emil Edelmann †, Privatier Hugo Zier †, Oberlehrer Eduard Wickel †, Kaufmann Oskar Beckert, Zigarrenfabrikant Karl Tauchmann †, Schuhmacher Emil Tauchmann sen., Hotelier Karl Jäger †, Posamentier Louis Günther, Buchdrucker Karl Richter †, Fleischermeister Hermann Meyer †, Posamentier Richard Weigel †, Posamentiermeister Ernst Lichtenberger †. Mittlere Reihe (von links nach rechts): Stadtrat Konstantin Knorr †, Fleischermeister Carl Fischer †, Schuhmachermeister Hermann Graefner †, Schießhausbesitzer Louis Wächtler (jetzt in Penig), Weinreisender David Wurzmann †, Buchbindermeister Ernst Löer †, Stadtrat August Lautner †, Hutmacher Eduard Flemig †, Posamentier Julius Wendler †, Bäckermeister Paul Langmasius †, Eisenwarenhändler Oskar Röbert, Gutsbesitzer Hermann Hüller †. Untere Reihe (von links nach rechts): Schuhmacher Max Tauchmann †, Materialwarenhändler Emil Schmiedel †, Posamentiermeister Christian Kreisel sen. †, Stadtrat Christian Tauchmann †, Ortskrankenkassenverwalter Hugo Beckert †, Bürgermeister Oswald Kegler †, Kalkwerksfaktor Carl Drechsler †, Bäckermeister Hermann Langmasius (Annaberg) †, Stadtkassierer Wilhelm Fischer †, Posamentier Adolf Springer †, Posamentiermeister Hermann Hüller †, Konditor Ernst Burkert †, Zigarrenfabrikant Eduard Remus †, Posamentiermeister Christian Kreisel jun. †, Gastwirt Paul Kaiser (ehemaliger Bergwirt und Wirt der „Gerichtsschänke").

Gruppen-Aufnahme vor dem alten, jetzt abgebrochenen Kalkofen in Oberscheibe, anläßlich eines Nachmittags-Ausfluges der Silberhochzeit von Stadtrat Karl Werner im Jahre 1895.